

schonungen über die Lebensversicherung gänzlich unzulässig oder doch in wesentlichen Punkten zu berichtigen versuchen würde. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Auch die Bezeichnung der Schrift als „wissenschaftliche Studie“ ist ungerührt, da die Erörterungen über die wirtschaftliche Bedeutung der Lebensversicherung einen höchst bescheidenen Raum einnehmen. Endlich bietet das Werk nicht, wie die Vorrede in Aussicht stellt, eine einseitig-monographische Darstellung der Lebensversicherung, sondern eine Sammlung von Beiträgen, welche das Gesamtgebiet dieses Versicherungszweiges keineswegs erschöpfen. Sie haben zum Gegenstande: die Entwicklungsgeschichte der Lebensversicherung, Wesen und Grundlagen derselben, ihre wirtschaftliche und sociale Bedeutung, endlich die Spezialfragen (die Unantastbarkeit der Polize, die Kriegsversicherung und die Abgeschwunden). Diese Beiträge enthalten viel Beachtenswertes. Als gelungen ist namentlich die geschichtliche Darstellung (S. 33—105) und die klare Darlegung über die technischen Grundlagen der Lebensversicherung (S. 105—162) anzuerkennen. Ganz trivial, im Stile der Traktatistik gehalten, welche die Afficirungsgesellschaften verstanden, ist der Abschnitt „Die wirtschaftliche und sociale Bedeutung der Lebensversicherung“ (S. 225—235). Die Frage betreffend die staatliche Beaufsichtigung der Lebensversicherungsanstalten, eine wirtschafts politische Frage von größter Bedeutung, wird vom Verfasser nur gelegentlich gestreift — eine unverständliche Fälschung. Die Besprechung von Einzelfragen aus der neuesten Entwicklung der Lebensversicherung (S. 225—313) ist ganz vernünftig, aber unvollständig; es war am Platze auch die Frage der Gewinnbetheiligung der Versicherten und die Tendenzen zu erörtern. Warum sträubte sich nun der Verfasser gegen den Ausdruck „Lebensversicherung“? Einmal deshalb, weil dieser Ausdruck angeblich zu weit sei. „Eine Lebensversicherung“ ist ebenso auch jede Versicherung der Lebensgefahr, jedes Unterdrücken einer das Leben bedrohenden Krankheit, endlich auch jede Unfall- und Invaliditätsversicherung“ (S. 13). Also: weil es, streng genommen, auch Lebensversicherung ist, wenn ich mich warm kleide, esse und trinke, einen Arzt konsultiere u. s. w., paßt das Wort „Lebensversicherung“ nicht zur Bezeichnung dessen, was man bisher allgemein darunter verstanden hat. Ueber diese kindische Begriffsplayerei ist weiter kein Wort zu verlieren. Auf ernstliche Beachtung kam nur das zweite Argument des Verfassers angelegt sein: die Lebensversicherung sei überhaupt keine Versicherung im engeren Sinne, sie sei von der Schadensversicherung gänzlich verschieden, sie sei ein „Garantie Sparwesen“, als collectives Sparen dem individuellen Sparen an die Seite zu stellen. Diese Lehre ist keineswegs neu; der Verfasser erkennt selbst an, daß unter den juristischen Schriftstellern namentlich Laboni diesen Standpunkt vertreten hat. Diese Theorie überspannt einen an sich richtigen Gedanken. Denn auch die Schadensversicherung enthält ein Sparmoment und die Lebensversicherung entbehrt nicht völlig des assicuratorischen Charakters; es ist insbesondere nicht richtig, wenn der Verfasser meint, daß bei der Lebensversicherung die Prämien als Spareinlagen niemals verloren gehen. Wäre die Schadensversicherung wirklich von der Lebensversicherung fundamental verschieden, wie könnte jemals ein Zweifel darüber aufkommen, ob eine bestimmte Art der Versicherung, z. B. die Unfall- oder die Invaliditätsversicherung, der einen oder anderen Kategorie zuzuweisen ist? Und doch sind solche Zweifel, wie der Verfasser selbst anerkennt, wiederholt aufgetaucht. Wir werden daher wohl auch künftig berechtigt sein, das Wort „Lebensversicherung“ ohne Häufseln und ohne das Wort „sogar namentlich“ zu gebrauchen. Prof. A. Menzel.

Duham: „Kaiser Wilhelm Künstler oder Dilettant?“ Eine erste Mahnung an die Zeitgenossen. Amsterdam. Verlag von August Diekmann. 1895.

„Der Sang an Aegir“, die Ertheilung des Auftrages an Leoncavallo, den hierzu völlig ungeeigneten Roman „Der Roland von Berlin“ zu einer Oper zu verarbeiten, die Schillerpreis- und Medaillenwertheilungssachen, schließlich die Errichtung einer Kunstschule für Marinematerei unter Satzmann in der „Seehadt“ Berlin bieten dem anonymen Verfasser Anhaltspunkte für seinen ebenso überzogenen als u. e. müssigen Beweis, daß Kaiser Wilhelm ein „Nichtkünstler“, ein Dilettant sei. Erstreckt sich ja der gekrönte Dilettantismus nicht nur auf das Reich der schönen Künste, sondern auch auf das Gebiet der gottlosen Kunst Politik, in welcher doch der deutsche Kaiser ein Professionist sein sollte und dennoch schon so viele Proben jenes Beweises geliefert hat, von dem Goethe sagt: „Das ist aber eben das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kräfte haben.“

W. E. delle Grazie: „Robespierre.“ Ein modernes Epos. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Sonst unbefehlteste und nette Leute, die nur gar nichts vom Künstler haben, drängt es oft plötzlich, die Oberden der Dichter zu öffnen. Sie setzen sich hin und fangen zu reimen an und das kann sogar sehr löblich sein, weil es manchen hilft, sich die Werke der Künstler leichter anzueignen, selbst empfindlicher und empfänglicher zu werden. Auch wenn sie so eitel sind, es drucken zu lassen, kann man schließlich nichts sagen: die ganze Franke hat eine Fremd- und man braucht es ja nicht zu lesen. Nur dürfen sie sich nicht vernehmen, nun gleich Dichter heißen zu wollen, und wenn sich gar noch Anwälte dieser Insolenz melden, hört es auf, ein guter Spaß zu sein. Wenn das Fränkchen Grazie sich nicht besser als mit so empörend schlechten, niederträchtigen Versen zu beschäftigen weiß, so ist das ihre Sache. Aber wenn dann Herr Carnet kommt und über sie wie über Kunst schreibt, dann muß man sagen, daß eine solche Reclame ungehörig ist, und muß öffentlich warnen. S. B.

Peter Hanfner: „Ein Buch der Liebe.“ Berlin. Verlag von S. Fischer. 1895.

Für kultivierte und empfindliche Geister von heute hat das, was man Liebe nennt, einen eigenthümlichen Reizschmaak. Es ist nicht Ehrfurcht vor dem Schicksal des beglückten oder bedrückten Herzens, was uns dieser kindische Geist einflößt, es ist vielmehr eine complicirte Empfindung, von Zweifel und Ironie nicht ganz frei. Daß heute noch, nachdem so unendlich oft verflucht, so unendlich oft die Liebe verwerflich, verhöht und verlästert worden, daß heute noch der gebildete Mensch, der aus der Erfahrung von Jah-

laufenden geschöpft und sich an ihnen beruhigt hat, dem romantischen, vor-älteren Zauber luhigen mag, — darüber verwundern sich unsere festlichen Gedanken. Daß heute noch ein Mann an die ausschließliche Hinneigung zu einem Weibe glaubt und von der Einzigen mit Worten spricht, deren jeder schon gestilligt klingt, — das ist etwas, woran wir selten ohne eine leichte cynische Ironie denken. Darum erlebt man heute in der Liebe so viel kleine Epiphanen und Abenteuer und nur so wenig ernste Schicksale. Aber es kommt doch hier und da vor, daß das Schicksal Einem in den Weg tritt und dann macht so ein cultivierter und empfindsamer Geist von heute eine gar seltene Entdeckung. Die Entdeckung, daß der romantische, vielbejüngte und vielverhöhten Zauber doch auch zu uns noch zu sprechen vermag, die wir uns ihm überlegen dünkten; daß wir eigentlich noch lieben können, trogdem. Diese doppelt beglückende Entdeckung ist der Inhalt von Hanfners „Buch der Liebe“, und dieses Trogdem enthält seinen ganzen eigenartigen Charakter. Es beginnt als ein Buch der übermüthigen Betrachtung in einem affectirten stilo sonatenu und endet als ein Hohelied der Liebe von echtem Pathos. Maria hat das Wunder dieser Wandlung vollbracht. Als eine der Vielen hat sie sich dem Manne hingegeben, der von sich selber sagt: „Ich bin ein Später in meinem eigenen Herzen.“ Aber als die Einzige tritt sie am Ende des Buches in das große, ernste Bild. Sie hat die Liebe im Leben des Dichters wiederentdeckt. — Der Dichter aber entdeckt sie für die Literatur. Das ist die große, verdienstvolle That Hanfners in diesem Buche. Wie die früheren Werke dieses Verfassers, ist auch dieses mit einer wohlberedelten Eleganz und Grazie gemacht. Als ich vor einem halben Jahre an dieser Stelle über seine „Wiltliche Ehe“ zu berichten hatte, verglich ich ihn in der Schnelligkeit und Zucht der Darstellung mit Maupassant, von dem ich ihn aber in vielen anderen Beziehungen streng unterschied. „Maria“ ist mehr der Untercheidung als dem Vergleiches Recht. Hier zeigt er sich ganz als der Gelehrte seiner, übertrieben kunstvoller Zieraten. Seine Erfindung ist nicht bunt, bis jetzt hat sie sich vollkommen auf das eine Ziel beschränkt, das man den ersten Humor nennen könnte. Aber auf diesem kleinen Gebiete ist er ein großer König. A. G.

### Revue der Revuen.

Die „Deutsche Revue“ bringt im Aprilheft einige Neuerscheinungen über die Kunstsvorlage, unter denen die Theodor Mommsen's besonders hervorgehoben zu werden verdient. Mommsen erlöst die Schicksalhaftigkeit des geplanten Gesetzes hauptsächlich darin, daß es die deutschen Rechte in ihrem Wert und in ihrem Ansehen zu deterioriren droht. In politischen und religiösen Fragen ist niemand unparteiisch, als die Kunst oder der Kunst, und auch der Richter kann und soll es nicht sein. Darum aber soll man sich fragen, soweit es irgend möglich ist, aus dem Strafproceß entfernen und, soweit es nicht möglich ist, den Thatbestand so formuliren, daß der gewissenhafte Richter objectiv urtheilen kann. Diese Vorlage aber gibt dem richterlichen Ermessen einen solchen Spielraum, daß jeder derartige Proceß zum Tendenzproceß werden muß und je nach der Zeitströmung und der Individualität die Rechtspflege schwanken wird und schwanken muß. Es ist nicht bloß eine Thorheit, sondern eine ernste Gefahr, fromme Wünsche, die man als solche theilen kann, in die Form von Strafgesetzsparagraphen zu bringen.

Das April-Heft des „Mercure de France“ bringt eine eingehende Besprechung von Guy de Maupassant's neuem Roman „En Route“. Derselbe hat wie der frühere Roman „La-Häse“, Dürft zum Helden und zeigt dieselbe wie er sich, mit sich und der Welt zerfallen, in ein Trappisten-Kloster zurückzieht. Es ist jedoch ein gewisser Romantismus und nicht ein religiöses Bedürfnis, das ihn dorthin treibt, und trotz des aufrichtigen Wunsches, sich in die Gedanken- und Gefühlswelt des Christenthums zu verlieren, und durch den Glauben die Keere seines Herzens anzupfücken, trotz der innigen Verehrung, die ihm die wahre, edle Frömmigkeit der Mönche einflößt, vermag er die erhoffte Verwirklichung nicht zu finden und kehrt tief enttäuscht und noch hoffnungsloser als zuvor in die Welt zurück. Es ist also wieder ein negatives und trostloses Ergebnis, zu dem Guy de Maupassant gelangt, trotzdem er bemüht ist, den Glauben als die einzige Zuflucht darzustellen, und lediglich in der Mangelhaftigkeit der modernen Seele den Grund der Unbefriedigung zu suchen, die Dürft aus dem Kloster nimmt. Der Verfasser der Kritik, A. Lebe, bekämpft in erster Linie diese Tendenz des Buches und sucht das zuzugeben, daß das Christenthum ein überwundener Standpunkt für die jetzige Generation sei. Er meint, aus der Welt in ein Kloster gehen sei feige Feindschaft ein Verfüken in unfruchtbaren Schluummern. Das Christenthum sei ein Hemmnis der natürlichen Entwicklung, und es wäre an der Zeit, eine der modernen Wissenschaft und den inneren Bedürfnissen der Gegenwart angemessene, neue, schönere Religion zu schaffen. Sich in die Arme der Kirche retten sei ein Rückschritt; die Zufluchtsstätte, die es zu entdecken gelte, sei der Keigenschrein unseres Herzens. Er hält demgemäß die Grundside des Buches für verfehlt, lobt jedoch rühmend die ausgezeichnete Schilderung der Klostergeisteslichen, die vollendet schöne Sprache, die Bilder von suggestiver Kraft und die einheitliche künstlerische Durchführung.

Die „Revue des Revues“ vom 1. April enthält einen Artikel von Henri Albert, dem trefflichen Vermittler deutschen und französischen Schriftthums, der den Franzosen Nietzsche und Stirner gebracht, über das „junge Deutschland“. Albert betont darin vor allem, daß sich die Wiener Schule wesentlich von der Berliner unterscheidet. Sie sei durchaus nicht von Umfängen erfüllt wie diese, sondern voll Pöckel für ihre großen literarischen Vorgänger, wie Ferdinand v. Saar und die Ober-Eschenbachs. Ihr paßte das Dasein ihres Wiener Jugend naturgemäß dazu, die Traditionen hochzuhalten. Von den großen, weltbewegenden Fragen sei hier nicht viel zu versprechen, aber gerade der Entwicklung der Kunst sei dies wichtige Siedegeld für äußerer Förderung gewesen. Fern vom Getriebe, ohne Rücksicht auf das Publikum, ohne Programm oder Formel sei hier eine Art „literarischer Kammermusik“, wie das hübsche Wort Nietzsche's lautet, entstanden. Die Wiener Literatur habe einen ähnlichen Weg gemacht wie die Pariser, was nicht erstaunlich sei, da Wien dieselben Sitten habe wie Paris, nur ohne jene ungeheuren Luftwand an Kraft, wie ihn dort der Kampf ums Dasein fordere. Was die jungen Wiener charakterisire, sei, daß sie gleichzeitig sehr wienerisch und sehr modern wären, weil sie von Natur jene überlegene

Ironie, jene Sensibilität und jenes Verständnis aller Dinge besitzen, welche die Grundzüge des modernen Menschen bilden. Eben infolge dieser natürlichen Anlagen, meint Henri Albert, recrutirt sich die Schaar der wenig taufend „guten Europäer“, die unsere Generation aufzuweisen habe, fast ebenso sehr aus Wien, wie aus Paris, und sagt zum Schluß, nachdem er die einzelnen jungen Wiener und ihre Werke besprochen: „Die Männer, die ich hier genant, sind alle sehr jung, stehen sojagum am Anfang. Aber warum sollte nicht gerade auf dieser ersten Erde voll deutscher Tradition, abseits vom preussischen Reich, die neue Kunst in einer neuen Cultur geboren werden?“

Die „North American Review“ für Februar bringt einen Artikel der Quida über die gegenwärtigen Zustände im englischen Buchhandel und deren Einfluß auf die Literatur. Sie behauptet, nur die Buchhändler wären dafür verantwortlich zu machen, wenn so viel Schund und zusammengeschriebene Werke, weil sie die Hand zu dessen Veröffentlichung böten. Es sei ihnen darum zu thun, eine gewisse Anzahl von Werken, gleichviel welcher Art, auf den Markt zu bringen, da sie des Abzuges an die Bibliothekisten gewiß seien, die ihrerseits wieder fortwährend neues Lesefutter für ihre Abonnenten bräuteten. Dabei finde Durchschmittbare bessere Abzug als Eigenartiges, und da Nachfrage und Angebot stets in Wechselwirkung ständen, so sei eine Flut schlechter Romane und Novellen die Folge. Quida behauptet ferner, unter ihren Landeuten gebe es keine Bibliothekisten; nur äußerst wenige entschlossen sich zur Anschaffung kostbarer Bücher, was zur Folge habe, daß bei der Ausstattung derselben „sichtlich und billig“ die Devise sei, so daß der englische Buchhandel sich heutigen Tages durchaus nicht mehr mit dem französischen messen könne. Sehr nachdrücklich vertritt Professor Newcomb die Notwendigkeit der Gründung einer Nationalen Universität in Washington. Er sagt, die heutige Culturstufe Amerikas, seine wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse erforderten, daß akademisch gebildete Leute die leitenden Stellen einnehmen. Wohl gebe es auch jetzt einzelne Gelehrte im Lande, aber die meisten ihrer theoretischen Studien, ohne sich in praktischen Leben zu betheiligen. Die neu zu errichtende Universität solle dem abhelfen und erwirken, daß die Theorie in den Dienst der Praxis gestellt werde. Gerade deshalb sei Washington, der Sitz der Regierung, zu wählen, damit beispielsweise die Rechtsgelahrten Einfluss auf die Gesetzgebung nehmen könnten. — Sehr interessant ist im Anhang eine Notiz, aus der hervorgeht, daß die Neghaut des menschlichen Auges gewisse Eigenschaften mit photographischen Platten gemein hat, und Bilder festhalten vermag. So hatte das Auge einer Ermordeten, das Bild des Mörders bewahrt, und in dem eines Hingerichteten habe man die Spiegelung eines Gebäudes, auf das sein letzter Blick gefallen, gefunden. Selbstverständlich ist hierzu das Zusammenreffen verschiedener Umstände nöthig, doch kann diese Erscheinung in gewissen gerichtlichen Fällen von großem Werte sein. Endlich enthält die Nummer eine feurige Verteidigung des Journalistenstandes aus der Feder von Albert Hallstead.

### Gallegher.

Eine Zeitungsgeschichte.

Von Richard Harding Davis.\*

Wir hatten schon so viele Kaufburschen gehabt, ehe Gallegher zu uns kam, daß sie begonnen hatten, den Charakter von Einzelnwesen zu verlieren, und in ein Gesamtbild von kleinen Burschen zusammenzufallen, welches wir mit dem Gattungsnamen „Heda, Du!“ oder „Du Junge!“ anredeten. Wir hatten schlaftrüge Burschen und saule Burschen gehabt, und aufgeweckte „helle“ Burschen, die nach kurzer Bekanntschaft so vertraulich wurden, daß wir gezwungen waren, sie aufzugeben, um unsere Selbstachtung zu retten. Sie rückten in der Regel zu Couvriren auf, kamen gelegentlich im blauen Rod mit verdeckten Knöpfen zu uns ins Bureau und begnügerten uns. Aber Gallegher war etwas von all' unsern bisherigen Erfahrungen Verschiedenes. Gallegher war klein und gedrungen von Wuch, von kräftiger, muskulöser Stämmigkeit. Er trug beständig ein froh überlegenes Lächeln auf seinem Gesicht, als imponierten ihm die Leute und die Welt im allgemeinen durchaus nicht so gewaltig, wie sie's denken mochten, und seine Augen, die sehr dunkel und sehr lebhaft waren, schnappten intelligent nach einem, wie die eines black-and-tan-Mattlers.

\*) Ueber R. Harding Davis schreibt Bourget in seinem eben erschienenen „Oesterreich“: „Dieser hervorragende Schriftsteller, einer der ersten Erzähler des jungen Amerika, ist ein Mann von nicht ganz dreißig Jahren, mit einem großen, freudigen, beweglichen Gesicht, feinem, glatt und mäßig, mit feinen Linien in einer kräftigen Physiognomie. In dem Zug um den Mund und im Ausdruck der Augen liegt angereger nervöser Aufpothung, fast überarbeitung, und dennoch herrscht ein Gefühl von Jugend und Gesundheit vor. Hinter dem mit Arbeit überhäuft Journalisten und Schriftsteller erstrahlt man den „prisonnier man“ in englischer Nahe, den Studenten, der sich, vor nur sechs oder acht Wintern, als Anführer einer Football-Gesellschaft vergnügte. Beim Betreten der Universität wurde Davis Reporter eines großen Blattes in Philadelphia. Dieser bescheidene Beruf brachte ihn mit dem größten Feind des Kunstlers in ihm, und er hat mehrere Typen dieser gesellschaftlich Verbannten in einer Reihe von Romanen geschildert, wovon zu erwähnen ist: „Hedge“, ein Meisterwerk ist. Er hat hier in einigen unerreichten Strichen den Gesinnungsstand und schon unbesiegbaren Willen, wie man ihn hier in Freizeidungen und Eisenbahnen bei einer Zählung herinnehmen und bei der anderen hinausgehen sieht, mit so schneidiger Stimme seine Worte: Zeitungen, Blätter oder Zeitungsblätter, anheilen. Es ist Tragik und Humor in den fünfzig Seiten dieser Erzählung, auf welche ich den auf amerikanische Sitten begierigen Leser verweise. Das ist entschieden genussame und ergreifende Beobachtung, düsterer Realismus, und dennoch ist es Lustig. Eine Art wilden Schwunges vollendet in Schönheit, was an dieser Schilderung nach der Natur sonst schwerlich wäre und an jenem Januar-Morgen, wo wir im Lande der Volveng, dem Paradies der Reichen, wie man in Paris die „Géorges“ und in New-York die „Toughs“ nennt, zu sehen, war Davis so redt der Erzähler seiner Novelle, ein hellbesichtigter Humorist, volles mehrerer Anekdoten über jene Vortöden des Volkes und des Verbrechens.“ So erzählt er und zum Beispiel, wie der originale kleine Junge, der ihm als Vorbild des Gallegher gedient, nach der Veröffentlichung in die Redaktion des Blattes gekommen sei, wo die Novellen erschienen, um seinen Theil an den Autorechten zu verlangen.“

Alles was Gallegher wußte, hatte er auf der Straße gelernt; seine sehr gute Schule an sich, aber eine, aus der sehr wissenschaftliche Schüler hervorgehen. Und Gallegher hatte sowohl die Tages- wie die Abendcurse besucht. Er wußte die Stammwörter der Einwanderer oder die dreizehn ursprünglichen Staaten von Amerika nicht herzusagen, aber er kannte alle Polizisten des zweihundertjährigen Districts beim Namen, und konnte an Klang die Signallocke einer Dampfprüge von der eines Patronen- oder Ambulanzwagens gut zwei Straßen weit unterscheiden. Es war Gallegher, der Alarm läutete, als die Woolwichmühle in Brand gerieth, während der Feuervächter auf dem Thurme eingeschlafen war, und es war Gallegher, der die „Schwarzen Diamanten“ gegen die „Ratten der Berge“ anführte, wenn sie sich nach Herzenslust auf den Kohlenböden von Richmond balgten.

Ich fürchte, nun, wo ich diese Daten aufgezeichnet sehe, daß Gallegher keine sehr rühmliche Persönlichkeit war, aber er war so sehr jung und so sehr alt für seine Jahre, daß wir alle ihn trotzdem sehr gern hatten. Er wohnte am äußersten Nordende von Philadelphia, wo die Baumwoll- und Schafwollspinnereien zum Fluß hinab laufen, und wie er je nach Hause kam, nachdem er das Gebäude der „Presse“ um 2 Uhr morgens verließ, war dem Bureau ein Räthsel. Manchmal erwachte er einen Nacht-Cunibus, und manchmal trabte er den ganzen Weg, um 4 Uhr früh bei dem Hänschen anlangend, das er und seine Mutter allein bewohnten. Gelegentlich saß er auf einem Milchkarren auf, oder auf eines der Zeitungswägelchen, mit ihrer hohen Ladung von druckfertigem, klebrigem Papier. Er kannte mehrere Klatscher von „Nacht-Raben“ — jenen Droschken, welche bei Nacht die Straßen durchkreuzen und nach verspäteten Nachtgästen ausfahren — und an sehr kalten Morgen gieng er gar nicht heim, sondern froch in einen dieser Wagen und schlief, auf den Kissen zusammengeklottet, bis zum Tagesanbruch.

Nebstdem, daß er stink und munter war, besaß Gallegher die Fähigkeit, die jungen Leute von der „Presse“ in unerreichter Art zu unterhalten. Seine Erzählungen auf dem Pulte des Vocal-Berichterstatters, wenn dieser Herr oben war, um sich zwei weitere Spalten zu erkämpfen, waren stets eine Quelle unschuldigen Vergnügens für uns, und seine Nachsinnungen der Darsteller aus den Singpielhallen entzückten sogar unsern Theaterkritiker, dem die Schauspieler selbst selten ein Lächeln entlockten.

Aber Gallegher's hervorragende Eigenheit war eine Vorliebe für diejenige Art, die man als „Verbrecher“ zusammenfaßt. Nicht, daß er jemals selbst etwas Verbrecherliches begangen hätte. Im Gegentheil war sein Antheil eher der des Kriminalisten, und sein Interesse an dem Leben aller zweifelhaften Persönlichkeit, seine Kenntnis ihrer Methoden, ihres jeweiligen Aufenthaltes, ihrer früheren Vergehen, machten ihn oftmals zum schätzbarsten Verbündeten unseres Polizeiberichterstatters, dessen tägliche Artikel der einzige Theil des Blattes waren, die Gallegher zu lesen geruhte.

Die Detective-Anlage war in Gallegher ungewöhnlich entwickelt. Er hatte das bei verschiedenen Gelegenheiten und mit trefflichem Erfolge bewiesen.

Einmal sandte ihn das Blatt in ein Heim für verlassene Waisen, von dem man annahm, daß es unverantwortlich schlecht geleitet werde, und Gallegher beobachtete, indeß er die Rolle eines verlassenen Waisenspiendes spielte, so genau, was um ihn vorgieng, daß sein Bericht über die Behandlung, welche den wirklichen Waisentindern zutheil wurde, genügt, um die armen kleinen Wärmer von dem Manne, in dessen Objsorge sie waren, zu befreien, und diesen selbst ins Gefängnis zu bringen.

Gallegher's Kenntnis der angenommenen Namen, anferlegten Strafen und verschiedenen Vergehen der Hauptverbrecher Philadelphia's war nahezu so gründlich, wie die des Polizeichefs selber, und er wußte auf die Stunde anzugeben, wann der „holländische Mat“ aus dem Gefängnis entlassen werden würde.

Es gab zu jener Zeit nur zwei Neuigkeiten in allen Wäthern. Die minderwichtige von beiden war der große Ringkampf zwischen dem Preisringer der Vereinigten Staaten und dem Woud-be-Preisringer, der in der Nähe von Philadelphia stattfinden sollte; die zweite war der Burrent-Mord, welcher alle Wäther der Welt von New-York bis Bombay erfüllte.

Richard F. Burrent war einer der hervorragenden New-Yorker Eisenbahn-Advocaten; er war natürlich auch Besitzer vieler Eisenbahnen und ein sehr vermöglicher Mann. Man hatte ihn als möglichen Bewerber für verschiedene hohe politische Stellen genant, und als Verwaltungsrath der Eisenbahn war er weitershin bekannt, als die große Bahn selbst ihre Nege gestreckt hatte. Eines morgens um sechs fand ihn sein Kammerdiener am Fuße der Treppe liegend, mit zwei Wunden über dem Herzen. Er war todt. Seine Casse, zu der nur er selbst und sein Secretär die Schlüssel hatten, fand man offen, und 200.000 Dollars in Wertpapieren, Wandbriefen und Geld, welche des Abends zuvor dort eingelegt worden waren, fehlten. Der Secretär fehlte gleichfalls. Er hieß Stephan S. Habe, und sein Name, wie seine Personbeschreibung waren nach allen Theilen der Welt telegraphirt und getabell worden. Genügende Umstände bewiesen, über alle Frage oder Möglichkeit eines Irrthums hinaus, daß er der Mörder sei. Es gab ungeheures Getöse, und im ganzen Lande wurden